

Philip oder der Weg ist das Spiel

Ich konnte es nicht glauben, als ich das *Koppensteiner* betrat und ihn da sitzen sah. Nach all den Jahren, in denen ich nichts von ihm gehört hatte, kam mir diese plötzliche Wiederbegegnung wie ein Wachtraum vor. Man kennt das. Das einfallende Licht sieht dann mit einem Mal so weich aus, als wäre es Verpackungsmaterial für das zerbrechliche Geschehen. Verstärkt wurde dieses Gefühl der Unwirklichkeit noch, weil ich diese Wiederbegegnung in meiner Vorstellung endlos oft durchgespielt hatte. In meiner Fantasie hatte sie an den verschiedensten Orten und zu den unterschiedlichsten Tageszeiten und Gelegenheiten stattgefunden. Zuletzt hatte ich die Hoffnung auf ein Wiedersehen aber schon beinahe aufgegeben.

Es war meine Mittagspause am Archäologischen Institut und ich war ins *Koppensteiner* gekommen, um hier wie gewohnt mein Menü essen, und da saß plötzlich Philip, so als wäre er niemals weg gewesen, und noch dazu an meinem Stammtisch. Als ich zu ihm hinüberging, muss ich ihn angestarrt haben wie einen Geist, sein Gesicht wirkte hingegen, wie schon früher immer, verstörend ausdruckslos. Weder Verwunderung noch Freude über unser plötzliches Wiedersehen nach so langer Zeit konnte ich entdecken. Stattdessen glaubte ich das Wort *endlich* von seinen Lippen ablesen zu können, gerade so, als hätten wir eine Verabredung gehabt und ich wäre zu spät gekommen und als würde es hier um Minuten gehen und nicht um Jahre.

Wir gaben uns zur Begrüßung die Hand. Jeden anderen hätte ich nach so langer Zeit umarmt, aber Philip hatte es noch nie mit überschwänglichen Gefühlsäußerungen gehabt, und seine Zurückhaltung hatte auf mich immer ansteckend gewirkt.

Schön, dich zu sehen, sagte ich.

Ja, erwiderte er.

Wir setzten uns und Philip griff nach seinem Glas, hob es aber nicht zum Mund, sondern hielt es einfach nur fest.

Wo warst du?, fragte ich ihn.

Im Norden, sagte er und zeigte mit dem Daumen hinter sich.

Wo im Norden?

Auf einer Insel. *Hugh*. Ganz klein, kennt keiner. Vor der Küste von Cornwall.

Was hast du gemacht dort?

Was ich immer mache. Vögel beobachtet.

Philip lächelte sein typisches Lächeln, von dem ich nie wusste, ob es seinem Gegenüber, der besonderen Situation oder dem Leben an sich galt. In dem Moment kam die Kellnerin und fragte, was wir essen wollten. Das *Koppensteiner* bot jeden Tag nur ein Menü an. Heute gab es Huhn auf kreolische Art, dazu Rosmarinreis. Ich nahm das Huhn, Philip bestellte sich nur etwas zu trinken. Er war kein Vegetarier, aß als Ornithologe aber keine Vögel.

Philip war in einer Kleinstadt aufgewachsen, eine knappe Zugstunde von Wien entfernt. Sein Vater betrieb dort eine Rechtsanwaltskanzlei, hatte keinerlei Skrupel und dementsprechend viel Macht und Geld. In dem kleinen Nest hatte er mehr zu sagen als der Bürgermeister und das nutzte er auch zur Genüge aus. Jede wichtige Entscheidung lief über seinen Schreibtisch. Das hatte mir Philip erzählt, nicht stolz, sondern voller Verachtung. Um dem Einfluss seines Vaters zu entkommen, entschloss Philip sich, in Wien zur Schule zu gehen. Hier im

Gymnasium lernten wir uns auch kennen. Philip pendelte jeden Tag, und weil der Bahnhof auf meinem Schulweg lag, trafen wir uns anfangs hin und wieder zufällig, bis wir uns schließlich verabredeten und von da an jeden Tag gemeinsam zur Schule gingen. Meist war ich überpünktlich und wartete schon auf dem Bahnsteig auf ihn.

Sobald er sechzehn war, zog er von daheim aus und suchte sich eine kleine Mietwohnung in der Stadt. Sein Vater schien froh zu sein über die Selbstständigkeit seines Sohnes und kam für die Kosten auf.

Wir verstanden uns die ganzen Schuljahre hindurch gut und verloren uns auch nach der Matura nicht aus den Augen. Trotzdem vermeide ich den Ausdruck Freundschaft, weil Philip sich dagegen gewehrt hätte. Sein Menschenbild war durch und durch pessimistisch. *Ich habe von den Menschen, einschließlich mir selbst, immer das Schlechteste angenommen und bin damit fast immer richtig gelegen*, war ein Zitat, ich glaube von Karl Kraus, das er oft und mit Überzeugung wiederholte. Auf der Welt gab es demnach nur Bekanntschaften und keine Freundschaften. Wer etwas anderes behauptete, den betrachtete Philip als realitätsfernen Romantiker.

Wieso hast du gewusst, dass ich heute hierher zum Mittagessen kommen würde?, fragte ich ihn.

Auf deine Gewohnheiten ist Verlass, sagte er mit einem zynischen Grinsen, und ich konnte ihm nicht widersprechen. Das *Koppensteiner* hatte ich bald nach der Matura entdeckt und seit damals war es mein Lieblingslokal geblieben. Aus einem einfachen Grund. Speisekarten überforderten mich. Zuerst brauchte ich eine Ewigkeit, um mich zu entscheiden und kaum hatte ich etwas bestellt, bereute ich meine Wahl auch schon wieder. Im *Koppensteiner*, das nur ein einziges Menü anbot, hatte ich diese Probleme nicht. Und weil das Lokal auch nur drei Straßen vom Archäologischen Institut entfernt lag, wo ich vor fünf Jahren eine Stelle als Fotograf gefunden hatte, kam ich fast täglich zum Essen her.

Philip war da anders. Philip wusste, was er wollte, beim Essen und auch sonst. Und falls er manchmal doch seine Zweifel haben sollte, merkte man ihm das nicht an.

Im Sommer nach der Matura starb Philips Vater an einem Herzinfarkt und hinterließ seinem einzigen Kind ein beträchtliches Vermögen.

Gerade zum richtigen Zeitpunkt, meinte Philip, denn sein Vater wollte, dass er die Rechtsanwaltskanzlei übernahm und hatte ihm deutlich gemacht, dass er nur für ein Jus-Studium aufkommen würde. Für Philip stand aber fest, dass er Zoologie studieren wollte. Er hatte sich immer schon für Vögel interessiert. Als ich ihn einmal fragte, wie das begonnen hatte, erzählte er mir von einer Amsel, die seinem Vater bei einem Spaziergang auf den Kopf geschossen hatte und dann noch Minuten lang völlig unbeeindruckt über dem Tobenden ihre Kreise gezogen hatte.

Durch den Tod des Vaters konnte Philip jetzt ohne jegliche Geldsorgen Zoologie studieren und absolvierte den ersten Studienabschnitt in Mindestzeit. Er spezialisierte sich auf Ornithologie und belegte außerdem einige Philosophievorlesungen, erzählte mir aber nie, was es damit auf sich hatte. Doch einmal, betrunken, meinte er, dass die Philosophie vom Tier her neu aufgerollt werden müsse. Das menschliche Denken müsse von außen betrachtet werden und das ließe sich nur aus dem Blickwinkel des Tieres erreichen. Ganz schlau wurde ich damals nicht aus dem, was er sagte, und er hat später auch nie wieder darüber gesprochen. Jedenfalls nicht mit mir.

In dem Sommer, in dem wir beide zwanzig wurden, begann Philip schon an seiner Diplomarbeit zu schreiben. Er verbrachte zwei Monate in einer Berghütte, von wo aus er Dohlen beobachtete. In den böigen Winden über dem Gipfelgrat führten die Vögel die

wildesten Flüge auf, die wie eine halsbrecherische, dabei aber völlig nutzlose Spielerei schienen. Und Philip wollte herausfinden, ob dieses Verhalten nicht doch einen sinnvollen Zweck verfolgte.

Als Philip im Herbst wieder zurück in die Stadt kam, trafen wir uns an einem lauen Abend, und obwohl Philip sonnengebräunt war von seinen Wochen in den Bergen, sah er schlecht aus. Seine Augen waren glasig und rot unterlaufen, so als ob er schon lange nicht mehr ausreichend geschlafen hätte. Trotz dieses erschöpften Eindrucks wirkte er aber seltsam entschlossen. Seine Stimme war tiefer als sonst und er sprach auch langsamer, als er mir erzählte, dass ihm die Zeit auf dem Berg die Augen geöffnet hätte. Er würde sein Studium abbrechen und sich ganz der Vogelbeobachtung widmen. Er habe auch schon eine ganz konkrete Region ins Auge gefasst, da würde er hingehen, für mehrere Jahre wahrscheinlich. Durch Philips Eigenheiten war unsere Freundschaft, ich nenne sie jetzt trotz Philips Einwand so, nie einfach gewesen. Die Arroganz, mit der er seine Umgebung häufig betrachtete, seine Unnahbarkeit und seine Sturheit ließen unsere Treffen manchmal so anstrengend verlaufen, dass ich froh war, ihn immer wieder eine Zeitlang nicht zu sehen. Aber in den Sommermonaten, die er auf dem Berg verbracht hatte, hatte er mir gefehlt und so war die Neuigkeit, dass er Wien verlassen wollte, eine Enttäuschung für mich.

Du hast dich die ganze Zeit über nie gemeldet, sagte ich im *Koppensteiner* nach einer längeren Pause und hätte in diesem Moment auch gerne ein Glas gehabt, um mich daran festzuhalten.

Philip hatte die letzten zehn Jahre damit verbracht, das Vogelleben auf dieser seltsamen Insel *Hugh* zu beobachten und zu beschreiben. Er hatte sehr gut vom Erbe seines Vaters leben können, mittlerweile, so erzählte er, war das Geld aber fast aufgebraucht. Sein Buch *The Birds of Hugh* war zwar von einer englischen Eliteuniversität gedruckt und in Fachkreisen gelobt worden, der Buchverkauf hatte ihm allerdings nur eine lächerlich geringe Summe eingebracht.

Ich brauche dringend Geld und wie der Zufall so will, hat sich jetzt eine einzigartige Möglichkeit aufgetan, sagte Philip.

Ich hatte mir gerade die erste Gabel meines kreolischen Huhns in den Mund geschoben und nickte deshalb nur kauend. Philip stellte die Getränkekarte so zwischen uns auf, dass er meinen Teller nicht sehen konnte und erzählte dann weiter.

Es gibt da ein Käuzchen, das in der Antike eine große Rolle gespielt hat. Plinius der Ältere hat es in seiner Naturgeschichte sehr genau beschrieben. Diese *Athene noctua noctua* ist eng mit dem heutigen Steinkäuzchen verwandt, die Federzeichnung auf der Stirn dieses Vogels zeigte aber zwei dunkle Flecken. Die antiken Griechen nannten diese Punkte die Augen des Hades und betrachteten die *Athene noctua noctua* deshalb als Todesboten. Heute kennt man sie nur aus Beschreibungen und von bildlichen Darstellungen, weil sie seit der Antike als ausgestorben galt.

Vor zwei Wochen will nun jemand die *Athene noctua noctua* in den Ruinen von Delphi gesehen haben. Prompt ist eine amerikanische Stiftung auf die Sache aufmerksam geworden und hat eine Prämie ausgesetzt, sagte Philip und nahm jetzt erstmals einen Schluck von seinem Bier. Wer das erste Foto der *Athene* liefert, bekommt 75.000 Dollar.

Und du willst jetzt nach Griechenland fahren und diesen Vogel finden?, fragte ich.

Wir, sagte Philip.

Was meinst du?

Dass wir gemeinsam nach Griechenland fahren, den Vogel fotografieren und das Geld teilen, sagte Philip.

Das kommt ein bisschen plötzlich. Wann hast du denn geplant aufzubrechen?, fragte ich. Umso schneller, umso besser. Die Ausschreibung ist öffentlich, und in Griechenland gibt es genug Menschen, die Geld brauchen.

Und was ist meine Aufgabe bei der Sache?

Für ihr Geld wollen die Herren in den USA natürlich perfektes Fotomaterial. Und ich besitze weder die Ausrüstung, noch die dafür notwendige ruhige Hand.

Als Fotograf am Archäologischen Institut verbrachte ich die meiste Zeit in einem kleinen Kellerraum, wo ich die hauseigene archäologische Sammlung aufzuarbeiten hatte. Dazu gehörten Tongefäße, Schmuckstücke oder kleine Statuetten, die meiste Zeit fotografierte ich aber Scherben. Für manchen mag sich das langweilig anhören, doch mir gefiel meine Arbeit. Ich war Perfektionist und tüftelte gerne stundenlang herum, um das perfekte Foto zu bekommen; und da war es mir egal, ob ein goldener Ring oder der abgebrochene Henkel einer Amphore vor mir lagen.

Obwohl, manchmal fragte ich mich dann doch, was ich wohl tun würde, wenn dort im Keller am Institut nicht diese endlosen Reihen mit Kisten stünden. Und ob es nicht an der Zeit wäre, einmal auszuscheren aus dem Berufsalltag und eigene Wege zu gehen. Die Vorstellung, mich auf die Jagd nach einem Vogel zu machen, hatte deshalb etwas durchaus Reizvolles für mich.

Das Problem ist die Zeit, sagte ich, was glaubst du, wie lange wir brauchen werden, um diese *Athene* aufzuspüren?

Keine Ahnung. Wenn wir Glück haben, fliegt er uns gleich am ersten Abend vor die Linse, bei Vögeln weiß man nie, sagte Philip, verströmte dabei aber eine Sicherheit, so als würde die *Athene* nur auf uns warten.

Ich hatte mir die kommende Woche zufällig frei genommen. Meine Freundin und ich hatten spontan beschlossen, für ein paar Tage in den Süden zu fahren. Wir hatten zwar nichts gebucht, weil ich mich mal wieder nicht für ein Urlaubsziel entscheiden konnte, ich konnte ihr aber nur schlecht absagen.

Ich habe zwar frei, aber mit meiner Freundin ausgemacht, ans Meer zu fahren, sagte ich. Iris? Die soll doch einfach mitkommen.

Philip hatte Iris gemocht. Von Anfang an war er ihr mit großem Respekt begegnet. Dabei ließen sich die Menschen, denen Philip mit Respekt begegnete, an einer Hand abzählen. Eine unglaubliche Mischung aus Schönheit und Traurigkeit und dazu noch intelligent, hatte Philip geschwärmt, gleich nachdem ich ihm Iris vorgestellt hatte und er hatte seine Meinung auch nicht geändert. Tatsächlich bestand zwischen Iris und ihm von Anfang an ein unglaubliches Vertrauensverhältnis, eine richtige Seelenverwandtschaft gab es da, die ich immer ein wenig eifersüchtig betrachtet hatte, weil ich nie ganz begriff, was genau die beiden verband. Mit Iris hätte ich mir diese Reise zu dritt tatsächlich gut vorstellen können. Das Problem war nur, dass ich Iris vor zwei Jahren verlassen hatte. Und ich hatte meine Zweifel, dass Philip mit Bettina genauso viel anfangen konnte wie mit Iris.

Ich bin nicht mehr mit Iris zusammen, sagte ich.

Wirklich?

Philips *wirklich* hatte ich fast vergessen gehabt. Wenn Philip *wirklich* sagte, wurde seine Stimme ungewohnt hoch. Sein *wirklich* hieß aber nicht, dass er nicht glauben konnte, was er da hörte. Sein *wirklich* stellte nicht die Realität in Frage, sondern die geistige Gesundheit seines Gegenübers. *Wirklich* zu sagen, war Philips Art der vernichtenden Kritik.

Habe ich dir eigentlich jemals von Philip erzählt? Ein Freund, noch aus der Schulzeit.

Bettina und ich saßen auf der Couch. Sie las in einem Aufsatz und markierte immer wieder Stellen mit ihrem neonfarbenen Leuchtstift.

Ich glaube nicht. Was ist mit ihm?

Wir haben uns aus den Augen verloren und heute habe ich ihn nach zehn Jahren wieder getroffen.

Ich wusste, dass sich Bettina auf unseren Urlaub zu zweit freute. Ich wusste aber auch, dass sie ein neugieriger Mensch war und dass ein Typ wie Philip wie geschaffen dafür war, ihre Neugier zu wecken. Deshalb ließ ich ihn in meiner Schilderung auch so ungewöhnlich wie möglich erscheinen. Ich beschrieb ihn als wandelndes Lexikon, als leidenschaftlichen Vogelkundler und erwähnte auch sein merkwürdiges Liebesleben. In der Schule war immer wieder getuschelt worden über ihn. Viele meinten damals, dass Philip schwul sei, weil er sich nie mit Mädchen einließ. Auch über mich redeten sie damals, weil ich so viel Zeit mit ihm verbrachte. Das Getuschel hörte erst auf, als Biljana in unsere Klasse kam und Philip sich mit ihr anfreundete. Später während des Studiums, stellte er mir einmal auf einem Konzert eine Frau vor. Den ganzen Abend über konnte ich aber keinerlei Zärtlichkeiten zwischen den beiden beobachten, kein Händehalten, und geküsst haben sie sich auch nicht. Außerdem redeten sie sich gegenseitig mit *Sie* an, was mir wie ein kindischer Spleen vorgekommen war. Später gab es dann noch eine Beziehung in Rotterdam. Ein halbes Jahr ging das mit dieser geheimnisvollen Margaret. Philip besuchte sie immer wieder wochenweise, zumindest behauptete er das. Einmal zeigte er mir ein Foto von ihr. Es war eine bildschöne Frau. Sie hatte auch, ähnlich wie Iris, diesen traurigen Gesichtsausdruck. Das Foto sah aber seltsam aus. So als wäre es aus einem Magazin abfotografiert worden.

Während ich von Philip und seinen Frauen erzählte, merkte ich zufrieden, wie Bettina ihre Mappe zuklappte und beiseitelegte.

Und jetzt hat mir Philip diesen unglaublichen Vorschlag gemacht, sagte ich und erzählte Bettina von dem ausgestorbenen Käuzchen und der nicht nur abenteuerlichen, sondern womöglich auch noch lukrativen Suche nach ihm, die jetzt als einzigartige Möglichkeit im Raum stand. Darauf nahm ich mein Rotweinglas und stieß mit ihr an, so als wäre die gemeinsame Reise damit beschlossene Sache.

Ich sah wie Bettina den Rotwein im Mund behielt und darauf herumkaute, so als wäre er die Entscheidung, die es zu treffen galt. Dann schluckte sie den Wein hinunter und meinte, warum nicht, und weil sie ihre Spontaneität scheinbar in Stimmung versetzt hatte, zog sie mich gleich darauf hinüber ins Schlafzimmer. Als wir uns liebten, schweiften meine Gedanken aber immer wieder ab, denn ich hatte meine Zweifel, dass diese Reise zu dritt gut gehen würde.